

Wladislaw Chodassewitsch

Gold

Gold in den Mund, den Honig und den Mohn
In deine Hände – letzter Erdenmühe Lohn.

Verbrannt zu werden wie ein Römer wär mir Strafe:
Ich will im Mutterleib der Erde schlafen,

Ich will als Frühlingsgras hervor nur wachsen
Und kreisen um die alte, um die Sternenachse.

Verwesen wird im Grab Honig und Mohn,
Die Münze fällt im toten Mund hinunter schon ...

Doch nach so vielen dunklen Jahren legt
Ein Unbekannter seine Hand an mein Skelett,

Im schwarzen Schädel, den der Spaten bricht,
Klingt auf die schwere Münze und das Licht

Glänzt zwischen Knochen hell vom Gold
Als kleine Sonne – Spur, die meiner Seele folgt.

Aus dem Russischen von Ralph Dutli

Ralph Dutli

Im Warteraum der Wiedergeburt

Das Gedicht entstand zu Beginn des Jahres 1917, das in Russland gewaltige historische Umwälzungen sehen wird. Es beschwört in Verkennung alles Zeitgemäßen archaische Bestattungsriten und Grabbeigaben. Ein Dichter träumt die Möglichkeiten des Weiterlebens: in der bescheidensten irdischen Form – als Gras oder im Kosmos als Stern. Er glaubt an die Unsterblichkeit der Seele, die mit dem Edelmetall Gold assoziiert wird. Allein die Seele, das Goldstück im vergänglichen menschlichen Körper, soll als „kleine Sonne“ überdauern.

Wladislaw Chodassewitsch, 1886 in Moskau geboren, stammte von verarmten polnischen Adligen und jüdischen Intellektuellen ab. Vor Hunger, Kälte und Terror im Bürgerkrieg nach der Oktoberrevolution flieht er 1922 ins „russische Berlin“, wo hunderttausend Landsleute als Emigranten lebten und die Entwicklung in ihrem Heimatland abwarteten. Wie zahlreiche andere Intellektuelle von den Bolschewiken ausgebürgert, emigriert er 1923 weiter nach Prag, irrt durch Westeuropa; Venedig, Rom, Sorrent und London heißen die Stationen, bevor er sich 1925 in Paris niederlässt. Dort lebte er in Armut und bitterem Verkanntsein, von schweren Krankheiten gezeichnet, bis zu seinem Tod 1939.

Das Gedicht stammt aus dem Band „Der Weg des Kornes“ (1920), dessen gleichnamiges Eröffnungsgedicht am 23. Dezember 1917 entstand, fast ein Jahr nach dem „Gold“-Gedicht. Das eine

wirft Licht auf das andere. Dort erscheint ein Sämann, in dessen Hand das Korn „wie Gold“ glänzt, bevor es in die „schwarze Erde“ fällt, wo es „sterben“ und „hervorwachsen“ wird. Die Analogie mit der Seele wird auch hier suggeriert: „So wird sich meine Seele auf den Weg des Kornes begeben: / Ins Dunkel treten, sterben und aufleben.“ Dann werden „mein Land“ und „das Volk“ angerufen, die durch „dieses Jahr“ schreiten, sterben und aufleben werden, weil es nur „eine Weisheit“ gebe: „Alles Lebende muss den Weg des Kornes gehen.“ Chodassewitsch spielt auf eine Bibelstelle an (Johannes-Evangelium 12, 24): „Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: Wenn das Weizenkorn nicht in die Erde fällt und stirbt, so bleibt es allein; wenn es aber stirbt, so bringt es viel Frucht.“

Im „Gold“-Gedicht ist es ein Individuum, das sein Begräbnis träumt, ein Ich, das aufgehen will im ewigen Zyklus von Leben, Tod und Wiedergeburt. Das Gedicht zeigt den Testament-Gestus des „letzten Willens“, zweimal heißt es: Ich will, ich will. Doch was bedeuten die symbolischen Grabbeigaben, mit denen dieser Mensch bestattet werden will?

Honig, Mohn, Gold. Sonst nichts: nicht Keramik, noch Schmuck, noch Waffen, weder Bronze noch Eisen. Süße Nahrung für das Jenseits, wie in vielen Kulturen – kein Pharao trat seine „Nachtfahrt“ ohne Honigtöpfe, Honigkuchen an. Dazu Mohn, die Pflanze, die Rausch, Schmerzlosigkeit und Vergessen versprach. Und

schließlich das Metall der Ewigkeit, jeder Verwitterung trotzend, unversehrbar durch die zerstörerische Macht des Sauerstoffs. Kein anderes Metall könnte die Unsterblichkeit der Seele besser symbolisieren als Gold. Deshalb die „kleine Sonne“ im aufgefundenen Skelett, die auf die „Spur der Seele“ weist.

Wer wird hier bestattet? Kein Römer, der die Brandbestattung vorgezogen hätte. Ein Skythe vielleicht, Angehöriger der kriegerischen Reiternomaden in den südrussischen Steppen? Dort spielte Grabschmuck aus Gold eine bedeutende Rolle, und es war für einen Russen leicht, Skythengold zu besichtigen. Zar Peter der Große besaß eine „Sibirische Sammlung“, Zar Nikolaj I. machte 1852 diese Schätze in der „Neuen Eremitage“ in Sankt Petersburg öffentlich zugänglich.

Das Skythen-Thema lag auch für die Dichter in der Luft, nachdem Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts immer mehr Skythengräber in den „Kurganen“ (Grabhügeln) entdeckt wurden. Der zivilisationsmüde russische Symbolist Alexander Blok wird in einem seiner letzten Gedichte am 30. Januar 1918 voller Wut ausrufen: „Wir sind Skythen, Asiaten!“ Doch der in Chodassewitschs Gedicht Bestattete ist kein Krieger, keine Bronzefeielspitzen in seinem Grab, kein eisernes Langschwert, kein Bogen. Was ist er von Beruf? Am ehesten Magier, Dichter mit Sinn für Symbolik, voller Erinnerung an urtümliche Bestattungsriten.

1917, im Jahr der Umwälzungen, beschwört ein russischer Lyriker den großen Zyklus von Leben und Tod, vom Aufgehen im Irdischen wie im Kosmischen. Er träumt von dem, was bleiben soll, von der Seele und deren Unsterblichkeit. Vor dem Hintergrund von Weltkrieg und Revolution strahlt das Gedicht goldgleich starke Zuversicht aus, dass im historischen Chaos nicht alles verlorengeht.

Für die sowjetische Kritik blieb Chodassewitsch ein „dekadenter Nihilist“, er wurde totgeschwiegen. Zwei berühmte Vertreter der russischen Exilliteratur jedoch, Vladimir Nabokov und Joseph Brodsky, priesen Chodassewitsch als einen der bedeutendsten Dichter des zwanzigsten Jahrhunderts. Erst der Untergang des Imperiums brachte ihn wieder zum Vorschein, heute gilt auch er als „Klassiker“ der russischen Moderne. So hat sich das Warten auf die Wiedergeburt – nicht als Gras, nicht als Stern, aber als Dichter – gelohnt.

Ralph Dutlis Übertragung dieses Gedichts war bisher unveröffentlicht.

Von Ralph Dutli ist zuletzt erschienen: „Rutebeuf – Winterpech & Sommerpech“. Aus dem Französischen des 13. Jahrhunderts übertragen und mit einem Essay von Ralph Dutli. Wallstein Verlag, Göttingen 2017. 208 S., Abb., geb., 22,- €.

Eine Gedichtlesung von Thomas Huber und das Gedicht in der Originalsprache finden Sie unter www.faz.net/anthologie.